

Zur Frauenfrage.

Von

Med. univ. Dr. LUDWIG KNAPP, k. k. a. o. Universitätsprofessor in Prag.

(Nach einem im deutschen naturwissenschaftlich-medizinischen Vereine „Lotos“ zu Prag am 5. Dezember 1904 unter dem Titel: „Der physiologische und psychologische Geschlechtscharakter der Frau“ abgehaltenen Vortrage.)¹⁾

Die Frauenfrage ist nicht von heute, wohl aber greift sie gegenwärtig mächtiger denn je in alle Phasen unseres Daseins. Wer die tatsächlichen Verhältnisse unbefangen zu betrachten versteht, wird die Bedeutung und Berechtigung dieses sozialen Problems nicht unterschätzen.

Über das Weib ist schon genug, um nicht zu sagen, mehr als zu viel geschrieben und gesprochen worden und dies so oft ohne Berücksichtigung der zur Beurteilung seines Wesens unentbehrlichen Grundlage vom physiologischen und psychologischen Standpunkte aus, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die theoretische von der praktischen Lösung der Frage, in mancher Hinsicht nicht zum Nachteile der Sache, überflügelt wurde. So leicht es ist, sich in mehr minder geistreichen Aphorismen über das Wesen des Weibes zu ergehen, so schwierig gestaltet sich die Aufgabe, die Fülle der in Betracht zu ziehenden Einzelheiten, einem sachlich wie logisch gleichwertigen Systeme

¹⁾ Einige unbedingt nötige Ergänzungen zu diesem Vortrage gedenke ich demnächst zu veröffentlichen. Dann wird es auch möglich sein, Licht und Schatten gleichmäßiger zu verteilen, indem manches weiter ausgeführt und begründet werden soll, wodurch gewisse Härten eher zu vermeiden sein werden, als bei dieser Form der Darstellung, die leicht zu mißverständlichen Auffassungen Anlaß geben könnte.

unterzuordnen. Eigenartigerweise besteht diesem Probleme gegenüber seit jeher ein gewisses Vorurteil, indem man das Weib mit Vorliebe als ein geheimnisvolles, unergründliches Wesen hinstellt, womit die Erkenntnis keineswegs gefördert wird. Wohl bleibt jedes Einzelnen Seelenleben in seinen ureigensten, ersten und letzten Wesensäußerungen in ein tiefes Dunkel gehüllt; daß dies an den unserer Beobachtung und Deutung zugänglichen Erscheinungen beim Weibe in höherem Maße der Fall sein sollte, dafür läßt sich weder von vorneherein ein Grund aufstellen, noch auf dem Wege der Ableitung ein solcher finden.

v. Giżycki schreibt: „Mitten unter uns, in unseren Städten, Häusern und Wohnzimmern, im nächsten und täglichen Verkehr mit uns Männern lebt ein Geschlecht von menschlichen Wesen, deren Seelenleben uns trotz der Jahrtausende alten Bekanntschaft und der langen Geistesarbeit wissenschaftlicher Forscher unerkanntermaßen ein ungelöstes Problem geblieben ist. Diese seltsamen Geschöpfe, die uns mit Schmerzen geboren, als Kinder genährt und gewartet, als Jünglinge geherzt und geküßt, als Männer in unseren Kämpfen gefestigt und bei Mißerfolgen getröstet haben, die uns dereinst liebevoll das brechende Auge zudrücken werden, diese Geschöpfe sind, wie uns die Literaturen aller Völker, die Sprichwörter, die Volkslieder, die Dichter, Redner und Weltweisen aller Zeiten mit seltener Einmütigkeit verkünden, in ihrem Wollen und Denken unlösbare Rätsel, unberechenbare, unverständliche Wesen; auf ihrer Stirne steht das Wort Mysterium; ihr Sinnbild ist die Sphinx.“

Meiner Ansicht nach sollte man das vielfach bestehende Mißverständnis der Geschlechter, welches beiden, in seinen letzten Folgen aber zweifellos dem „schwächeren“ derselben zum größeren Schaden gereicht, vielmehr zu klären, als zu verschleiern suchen, — eine schwierige, aber löswerte Aufgabe! Um hiebei nicht auf Irrwege zu geraten, welche weit ab vom Ziele führen würden, bedarf es eines weiten, freien Blickes zu einer vorurteilslosen Beurteilung der Verhältnisse. Unbefangen und ungescheut müssen sie betrachtet werden, wie sie sich in der Wirklichkeit darbieten. Einzig auf diese Weise wird es möglich, sich der Wahrheit als wissenschaftlicher Erkenntnis zu nähern. Solche Erkenntnis kann aber nur auf Grund der Physiologie und Psychologie als Erfahrungswissenschaften gewonnen werden. Von alledem, was abseits davon liegt, beansprucht

manches wohl hohes kulturhistorisches, doch nur in beschränktem Maße unser engeres Interesse. Unserer Frage begegnen wir bereits in den ältesten Überlieferungen, in den Sanskritwerken, in den indischen Sprüchen der Brahmanenweisheit, in den Schriften des alten und des neuen Testaments, in der Märchenpoesie wie in den Volksepen aller Zeiten. Dichter aller Welten und Zungen besingen das Weib, von den klassischen Sängern der Liebe Italiens und Griechenlands zu den Minnesängern und Troubadours, von unseren Dichterheroen bis zu deren heutigen Epigonen. Der Frauen Preis erklingt in ungezählten Liedern; das gesungene wie das gesprochene Drama zollt des Weibes Eigenart in der Verkörperung seiner besten Tugenden den verdienten Lorbeer, während die Bildkunst die dem Weibe von der Natur verschwenderisch verliehenen Reize sich zum höchsten Vorwurfe wählt. Indes die Philosophie des Weibes Wesen zu analysieren sucht, verzeichnet die Geschichte mit ehernem Griffel dessen Wirken und Schaffen auf allen Gebieten menschlichen Daseins. Nur die moderne Literatur durchzieht ein eigenartiger Zug trivialer Realistik. — Unbeirrt jedoch durch diese Art von Sezession, wie von allen anderen Nebenströmungen findet die Frauenfrage in der allgemeinen sozialen Bewegung als eines ihrer wichtigsten Probleme die verlangte und verdiente Förderung. Könnten sich die Ideale unserer heutigen Frauenrechtlerinnen je verwirklichen, so würden in der Unterordnung unter den großen Gedanken der allgemeinen Einheit in Gleichberechtigung und Gleichverpflichtung alle Sonderwünsche schwinden und ein goldenes Zeitalter anbrechen, in dem Mann und Weib im Verhältnisse gleichwertiger Nebenordnung als gleichstrebende Vollstrecker des erhabenen All-Einheitsgedankens diesem allein dienen. Doch so erfreulich und überraschend die bisher auf dem Boden der Einmütigkeit errungenen Erfolge auch sind, so wenig läßt sich absehen, wie weit die eingeschlagenen Wege dem vorgesteckten Ziele sich werden nähern können. Wir müssen es abwarten und wollen uns darauf beschränken, jene Bedingungen zu erwägen, mit welchen die Frauenfrage im allgemeinen und im besonderen, jederzeit und unter allen Umständen zu rechnen haben wird.

*

Die angeborenen natürlichen Gegensätze zwischen Mann und Weib beruhen in erster Linie auf der verschiedenen Bestimmung der Geschlechter zum Zwecke ihrer

wechselseitigen Ergänzung in der Schaffung und Erhaltung neuer Generationen. Den Unterschieden in der körperlichen Anlage entsprechen solche der psychischen Sphäre, deren Grundzüge als angeborene Eigenschaften zwar auch einer gewissen Gesetzmäßigkeit unterliegen, aber weit wandelbarer als erstere, durch die Art der äußeren Lebensbedingungen, Erziehung, soziale Stellung, religiöse und allgemeine Weltanschauung u. a. m. beeinflussbar erscheinen. Während im physiologischen der Jahrtausende Lauf kaum eine merkbare, geschweige denn eine wesentliche Veränderung mit sich gebracht hat, zeigt die Entwicklung des psychologischen Geschlechtscharakters als eines ihrer wichtigsten Merkmale die Wandelbarkeit, deren Verlauf nicht nur an der Hand der Geschichte, sondern auch tagtäglich verfolgt werden kann: in großen Zügen die Kulturentwicklung des Durchschnittsmenschen bis hinauf zu jenem schwindelnden Gipfel, wo das Übermenschentum der Dekadenz verfällt.

Die Geschlechter „Mann“ und „Weib“ sind in ihrer natürlichen Bestimmung der Arbeitsteilung zum gemeinsamen wie zum Einzelkämpfe ums Dasein mit verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten ausgerüstet, deren Werte wiewohl im einzelnen schwankend, im großen ganzen bestimmte sind. Kraft und Stärke des Weibes liegen auf einem besonderen, ihm von der Natur zugewiesenen Gebiete. Diesem durch seinen Jahrtausende langen Bestand geheiligten Naturgesetze, das für das Durchschnittsweib aller Zeiten gilt, wird sich auch fürderhin die Mehrheit des weiblichen Geschlechtes unterordnen müssen. „Schon der Anblick der weiblichen Gestalt,“ sagt Schopenhauer, „lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Tun, sondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin sein soll. Die heftigsten Leiden, Freuden und Kraftäußerungen sind ihm nicht beschieden, sondern sein Leben soll stiller, unbedeutsamer und gelinder dahinfließen als das des Mannes, ohne wesentlich glücklicher oder unglücklicher zu sein.“

Eine Steigerung der physischen Leistungsfähigkeit ist durch Übung, Gewöhnung und Anpassung an die gestellten Forderungen bis zu einem gewissen Grade möglich; es gibt genug Berufsklassen, wo das Weib in Bezug auf körperliche Arbeitsleistung dem Manne

nicht nachstehen darf, ja diesem gegenüber sogar weit überlastet erscheint. Ich erinnere an das im kargen Taglohn stehende Weib, das überdies die Sorgen des Hausstandes auf seinen Schultern trägt, dabei nicht einen Augenblick der Ruhe oder Erholung genießt, nach durchhärmteter Nacht ungestärkt zu neuer Arbeit sich erheben und dieser Überbelastung und Ausnützung seiner physischen Kraft bis zum äußersten standhalten muß. Dies sind aber höchst bedauerliche Zustände, deren Beseitigung in der Praxis allerdings vielfach auf unüberwindliche Hindernisse stößt.

An Gestalt ist das Weib durchschnittlich kleiner und zierlicher im Knochenbau als der Mann; sein Schwerpunkt liegt im Becken, was die klassischen Skulpturwerke treffend zum Ausdruck bringen. Das weibliche Becken selbst ist durch eine Reihe von Merkmalen ausgezeichnet, welche sich während der Wachstumsperiode allmählich entwickeln; das kindliche Becken zeigt noch keine Geschlechtsunterschiede. Solche bestehen für das Weib in dem größeren Umfange und der geringeren Tiefe des Beckenraumes; die Darmbeinschaukeln, von deren Stellung die Hüftbreite abhängt, sind breiter und flacher und fallen weniger steil ab, die Gelenkpfannen der Oberschenkel liegen mehr nach vorne und stehen weiter von einander ab als beim Manne. Die Geräumigkeit der weiblichen Beckenhöhle beruht vornehmlich auf ihrer stärkeren Breitenentwicklung, anderseits ist sie von der Form und Stellung des Kreuzbeines und der Schoßfuge abhängig. Während die weiblichen Beckenknochen zarter und dünner sind, sind die Bandapparate dafür kräftiger entwickelt. Erstere Eigenschaft kommt neben noch anderen besonderen Merkmalen allen Knochen des weiblichen Skelettes zu. Der Brustkorb ist beim Weibe zylindrisch, beim Manne kegelförmig, der Bauchraum bei ersterem relativ größer. Die männliche Schädelform charakterisiert sich nach Hyrtl durch das scharfe und markige der Konturen und durch eine gewisse Schroffheit ihrer Umrisse, als ganzes und im Detail. Man kann mit W. Humboldt sagen: „die männliche Kopfform gleicht einer Zeichnung, die eine kühne Hand mit strenger Richtigkeit, aber wenig bekümmert um Grazie entworfen hat.“ Ein anderer setzt hinzu: „beim Weibe tritt das Eckige und Scharfe mehr zurück und ebnet sich wie beim Kinde zu gefälliger Rundung.“ Der weibliche Kopf ist im allgemeinen kleiner. „Der Kopf der allbewunderten medizeischen Venus“, sagt Hyrtl, „fällt einem anatomischen Auge durch seine Kleinheit

auf. Vielleicht hat der Künstler in diesem Götzen der Sinnlichkeit absichtlich so viel Hüfte mit so wenig Kopf zusammengebracht.“ — Die weibliche Hirnschale ist im Verhältnisse zu den Gesichtsknochen größer, die Schädelbasis etwas länger, der Unterkieferknochen stärker gekrümmt als beim Manne. Dem durchschnittlich geringeren Fassungsraume des Schädels entsprechend ist das weibliche Gehirn an Masse und Gewicht kleiner. Die Differenz schwankt dem Manne gegenüber zwischen 123—164 gr. Aus diesem Mindermaße allein ein solches in geistiger Beziehung abzuleiten, entbehrt der Begründung des Gebundenseins einer physiologischen Funktion, wie es beispielsweise der Denkprozeß ist, an ein mehr oder minder von Materie. Dagegen spricht schon die alltägliche Erfahrung — sind doch auch unter den Männern nicht immer jene die Gescheitesten, die die größten Köpfe tragen. Weit wichtiger erscheint die Beobachtung, daß für die Großhirnwindungen der beiden Geschlechter bestimmte Bildungsgesetze bestehen, welche sich in Gestalt einer höheren Differenzierung beim männlichen Geschlechte, schon im fötalen Leben geltend machen.

Beim Weibe herrscht mehrfach ein gewisser infantiler Typus vor, welcher sich nach Schopenhauer auch auf dessen geistigen Zustand erstreckt. Dafür erlangen weibliche Kinder im allgemeinen früher ihre relative Reife. Im übrigen ist Frühreife kein Zeichen höherer Vollkommenheit.

In Bezug auf das leibliche Verhalten sprechen die bekannten Unterschiede in der Körpergröße und Körperform, welche im wesentlichen von Verschiedenheiten des Knochenbaues sowie von der verschiedenartigen Entwicklung der Muskulatur und des Fettpolsters abhängen, für die Richtigkeit der üblichen Bezeichnung des männlichen als des stärkeren Geschlechtes. Was dem Weibe an Kraft abgeht, ersetzt es bei seinen Verrichtungen vielfach durch Anmut. Alle Bewegungen des weiblichen Körpers sind bewußt oder instinktiv abgerundet und verleihen demselben dadurch einen höheren Reiz; das Muskel- und Gliederspiel ist harmonischer als beim Manne und nur das Laufen ist eine Bewegung, nach Rousseau die einzige, die vom Weibe ohne Anmut vollzogen wird.

Das spezifische Geschlecht richtet sich nach dessen Anpassungszwecken. Seiner inneren Organisation zufolge kommt dem Weibe eine höhere geschlechtliche Bedeutung zu als dem Manne.

Wie überall in der Natur gibt es auch hier Zwischenformen als bleibende Zwischenstufen der Entwicklung, welche der allgemeinen Auffassung nach in das Gebiet des Pathologischen gehören. Im Sinne Weiningers ist das Zwittertum keine Naturwidrigkeit, da die geschlechtliche Differenzierung nie eine vollständige ist. Wir werden uns mit dieser Anschauung noch an späterer Stelle zu befassen haben. Für den Physiologen bestimmt das Verhalten der Keimdrüse die Scheidung des Geschlechtes in männliche oder weibliche Individuen. In der inneren Sekretion der Keimdrüse, deren Fortfall wohlgekante Störungen zur Folge hat, liegt das Geheimnis des Gesetzes der geschlechtlichen Anziehung. In dieser ihrer „Vitaldifferenz“ unterliegen die sexuellen Typen erheblichen Schwankungen, so daß eine einigermaßen einheitliche Geschlechtscharakteristik nur für das einzelne Genus, nicht aber für das Einzelindividuum aufgestellt werden kann. Neben den äußerlich wahrnehmbaren Merkmalen der bereits erwähnten sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere im Skelettbaue erscheint das verschiedene Verhalten der Stimme am sinnfälligsten. Analysen über Unterschiede in der Empfindlichkeit und Reizbarkeit haben mit zu großen individuellen Schwankungen innerhalb des einzelnen Geschlechtes zu rechnen, um einwandfreie Ergebnisse liefern zu können. Ausführliche Untersuchungen dieser Art haben u. a. Saint Lambert, Lombroso und Ferrari angestellt und dabei den Geschmacks-, Geruchs- und Farbensinn, sowie die Tast- und Schmerzempfindung geprüft. Für Sinnes- und Gemütseindrücke im allgemeinen empfänglicher, ist dem Weibe vielfach die Fähigkeit in höherem Maße eigen, die entsprechenden Sinnesäußerungen zu unterdrücken; hieran ändert die Tatsache nichts, daß solche häufig mit elementarer Gewalt zum Ausbruche kommen und sich nach wechselnder Stimmung in ausgelassener Heiterkeit oder in Tränenströmen befreien. In diesem Sinne behauptet Ellis, das Weib antworte instinktiv und selbst wider Willen leichter als der Mann auf Einflüsse von außen. Eine bekannte Erscheinung der größeren Reizbarkeit des Weibes ist die gesteigerte Reaktionsfähigkeit seines Gefäßnervensystems, die sich bei vielen in dem raschen Wechsel zwischen Erröten und Erblässen äußert, ein Mangel in der Beherrschung der bis zu einem gewissen Grade durch den Willen beeinflussbaren Gefäßnerven, von krankhaften Erscheinungen dieser Art abzusehen, unter welchen

Frauen häufig leiden. Wiewohl dem Manne im allgemeinen eine größere Sensibilität zugeschrieben wird, dürfte das Weib doch unter Affekten mehr zu leiden haben als jener. Hievon sich zu überzeugen hat der Arzt zur genüge Gelegenheit. Ich möchte Campbell beistimmen, wenn er sagt: „die Frauen leiden wohl mehr als die Männer unter kleinen Unpäßlichkeiten und abnormen Empfindungen; sie leiden tatsächlich unter jener Art von Krankheiten, die häufige Klagen mit sich bringen und ihre Klagen stehen wahrscheinlich im geraden Verhältnisse zu ihren körperlichen und seelischen Schmerzen.“ Die Erfahrung lehrt, daß von den schwersten Leiden befallene Frauen ihre Fassung und Geduld zumeist am längsten bewahren, indes andere bei weit leichteren Erkrankungen häufig über unerträgliche Zustände klagen, die nicht selten verschwinden, sobald Zerstreung und Unterhaltungen oder ernstes Leid und andere Sorgen die nötige Ablenkung bewirken.

Nach Moebius liegt in der weiblichen Natur eine Disposition zu jenen Nervenleiden, für welche Willensschwäche charakteristisch ist. Simulation dürfte beim weiblichen Geschlechte nicht häufiger zu finden sein als beim männlichen, wenn es sich darum handelt, dadurch gewisse Vorteile zu erreichen. Der Suggestion und Hypnose sind Frauen im allgemeinen leicht zugänglich. Geisteskrankheiten finden sich trotz der zahlreichen begünstigenden Ursachen solcher bei Männern, nach Busch, bei Frauen häufiger, wobei die durch die spezifisch weiblichen Geschlechtsaufgaben bedingten Schädigungen jenen Anteil überwiegen, den beim Manne die Schädlichkeiten des Berufes, Alkohols und Nikotins repräsentieren. In der Selbstmordstatistik, deren Aufzeichnungen über Ursache und Art dieses Verzweiflungsschrittes von großem, allgemeinen Interesse sind, kommen nach einer älteren Zusammenstellung für Österreich prozentuell 83 Männer selbstmorde auf nur 17 solcher bei Frauen, trotzdem (nach Campbell) Selbstmordgedanken bei diesen, auch ganz unbegründet, häufiger vorkommen. Die seltenere Ausführung der Tat dürfte weniger auf den Mangel an Mut als auf die stärkere Resignationsfähigkeit und die Beherrschung des momentanen Affektes aus religiös-ethischen Motiven zurückzuführen sein, Hemmungen, welche dem Manne nicht immer in gleichem Maße zu Gebote stehen.

Im Anschlusse an diese einführenden Bemerkungen seien dem Versuche einer „psychologischen Charakterologie“ des Weibes einige Worte Weiningers vorausgeschickt, die den Weg weisen, auf dem die Lösung dieses Problems zu suchen sein wird; „Alle Erkenntnis, sagt W., hat seit jeher von Begriffen mittlerer Allgemeinheit ausgehend, nach zwei Richtungen auseinander gestrebt, dem allem einzelnen gemeinschaftlichen Allgemeinen nicht allein entgegen, sondern ebenso der allereinsten, individuellsten Erscheinung zu. Darum ist die Hoffnung wohl begründet, welche von dem Prinzipie der sexuellen Zwischenformen die stärkste Förderung für die noch ungelöste wissenschaftliche Aufgabe einer Charakterologie erwartet, und der Versuch berechtigt, es methodisch zu dem Range eines heuristischen Grundsatzes in der „Psychologie der individuellen Differenzen“ oder „differenziellen Psychologie“ zu erheben. Und seine Anwendung auf das Unternehmen einer Charakterologie, dieses bisher fast ausschließlich von Literaten bepflügten, wissenschaftlich recht verwahrlosten Gebietes, ist vielleicht umso freudiger zu begrüßen, als es unmittelbar aller quantitativen Abstufungen fähig ist, indem man sozusagen den Prozentgehalt an männlichem und weiblichen, den ein Individuum besitzt, auch im psychologischen aufzusuchen sich nicht wird scheuen dürfen.“

Die Unsicherheit bei derartigen Untersuchungen dem richtigen Pfade getreu zu bleiben, liegt in der Schwierigkeit der Verfolgung und Beurteilung des spezifisch Individuellen. Nur zu leicht ergibt sich der Fehler, „etwas für die Natur des Weibes zu nehmen, was weder Natur noch weiblich, sondern nur Reflex ist; es ist sehr schwer, die eigentlichen immanenten Grundzüge der weiblichen Natur herauszuschälen, die positiven Züge sind ganz gering“ sagt Laura Marholm.

Der Charakter, als Ergebnis einer Summe angeborener und erworbener ethischer Eigenschaften erscheint bei beiden Geschlechtern naturgemäß umso differenzierter, je mächtiger innere und äußere Einflüsse seine Entwicklung bestimmen. Nach Moreau ist für die Charakterbildung beim Weibe dessen spezifische Organisation maßgebend; erst in zweiter Linie und weit weniger als beim Manne kommen äußere Umstände, wie nationale Eigenart und soziale Verhältnisse als Rassen- oder Klassenmerkmale, der Einfluß religiöser Anschauungen u. a. m. in Betracht und zum Ausdruck. Zu einem gültigen Vergleiche der Charaktere

dürfen im allgemeinen nur das Durchschnittsweib und der gleichwertige Mann herangezogen werden. Für außergewöhnliche Individualitäten läßt sich der Vergleichswert ungleich schwieriger bestimmen.

Eigene Tugenden oder Schwächen sind weder dem einen noch dem anderen Geschlechte eigen; es findet sich nur ein Mehr oder Minder in den einzelnen Posten der ethischen Werte, deren Intensität mehr als ihre Extensität dem Geschlechtsindividuum den Stempel seiner Eigenart aufdrückt! In dieser Hinsicht sei zunächst der Vererbung einzelner Charaktereigenschaften gedacht. Es ist von Interesse zu wissen, daß eine solche zuweilen in gekreuzter Form erfolgt, indem gewisse Charakterzüge der Mutter sich bei den Söhnen wiederfinden, während umgekehrt der Vater solche auf die Töchter überträgt. Im großen ganzen gilt nach Darwin jedoch das Gesetz der gleichmäßigen Überlieferung der Charaktere auf beide Geschlechter, welches allgemein bei den Säugetieren herrscht, „im anderen Falle würde wahrscheinlich der Mann in Bezug auf geistige Befähigung der Frau so viel überlegen sein, wie der Pfauenhahn in Bezug auf ornamentales Gefieder der Pfauenhenne“.

Die intellektuelle Disposition des Weibes im Vergleiche zu jener des Mannes behandelt eine umfangreiche Literatur. Schwer fiel es, diesbezüglich etwas neues zu sagen. Ich begnüge mich mit der Wiedergabe eines Zitates von Burdach. Er schreibt: „im Geiste ist beim Weibe die Rezeptivität oder das Rezeptionsvermögen, beim Manne die Spontaneität oder die Intelligenz überwiegend. Das Weib hat mehr Empfänglichkeit für das besondere, kleine, nahe, leicht zu umfassende als für das allgemeine und fern liegende, mehr für das wirkliche Dasein als für das im Begriff existierende. So hat es denn viel Sinn für alles äußere, für einzelne bestimmte Objekte, besonders für solche, die zugleich das Gefühl interessieren, und für die Persönlichkeit, weniger für Begriffe, die den Verstand in Anspruch nehmen. Es hat in jenen Grenzen viel Beobachtungsgeist, bemerkt Kleinigkeiten und feinere Züge, und hat für dies alles auch viel Gedächtnis. In der Neugier spricht es sein Streben nach steter Reizung des Perzeptionsvermögens, sei es auch nur durch geringfügige Gegenstände, aus. So hat es denn auch Talent für Sprachen, Geschichte und Naturgeschichte, insofern sich diese Wissenschaften auf Einzelheiten beziehen, und selbst für Mathematik, sofern sie ein Mechanismus

ist. Aber die eigentliche Selbsttätigkeit des Geistes ist bei ihm geringer, seine Phantasie ist lebhaft und regsam, aber bloß reproduzierend, während die des Mannes stärker, kräftiger und wahrhaft produktiv ist. Unter den Frauen ist keine so große Verschiedenheit in Hinsicht der Geisteskräfte wie unter den Männern. Nie findet sich im weiblichen Geschlechte Originalität des Geistes oder wahre Genialität als die eigentlich schöpferische Kraft, welche neue Bahnen sich eröffnet und in die Tiefen der Wissenschaft eindringt. Nirgends hat je ein Weib eine große Entdeckung gemacht, auch in den schönen Künsten nirgends etwas großartiges geschaffen. Es hat viele treffliche Blumen-, Porträt- und Landschaftsmalerinnen gegeben, aber keine hat eine größere Komposition, ein bedeutendes historisches Gemälde geliefert. Manche hat in Medaillen vorzügliches geleistet, keine in größeren Werken der Skulptur, viele dichten Romane und Lieder; keine hat in der epischen und tragischen Dichtung sich ausgezeichnet. Unter den zahllosen musikalischen Künstlerinnen gibt es wenig Tonsetzerinnen, keine hat eine originelle Komposition, namentlich im höheren Stile gegeben“.

Ähnliche Aussprüche wiederholen sich ins unabsehbare, nicht ohne scheinbare oder tatsächliche Widersprüche. Ziemlich übereinstimmend werden dem Weibe gewandte Auffassung der Situation, feine Beobachtungsgabe, ein sozusagen instinktives Erraten und Mitempfinden von Gedanken, Gefühlen und Wünschen und damit ein gewisser natürlicher Takt zugesprochen. Ein englischer Autor behauptet, hierin könne von zehn Männern nicht einer mit der Durchschnittsfrau verglichen werden. Der Analyse von Empfindungen ist die Frau im allgemeinen wenig geneigt. Nach Mantegazza hält sie sich sehr oft beim Anblicke eines Gegenstandes im Genusse der ersten unmittelbaren Empfindungen auf, während der Mann in derselben Zeit schon eine ganze Welt von Vorstellungen und Gedanken durchlaufen hat. Andererseits führt ihre „höhere Gefühlsverarbeitung“ leicht zu einer „sentimentalen Analyse, mit welcher sie jeden Blick, jede Gebärde, jedes Wort wägt, zerlegt und zergliedert“. Dies gilt im allgemeinen jedoch nur für andere. Kants Satz: „bestimme dich aus dir selbst“, scheint bisher für die Frauen von geringer Geltung geblieben zu sein. Weininger schrieb: „Die Frau interessiert sich nicht für sich, daher gibt es keine weibliche Psychologie

und Psychologie des Weibes von einem Weibe.“ Hievon entspricht letztere Behauptung heute nicht mehr der Wirklichkeit. Von Marie Martins gutem Willen eines fragmentarischen Versuches auf diesem Gebiete und manch anderen Studien dieser Art von Frauen dürfen wir absehen; dagegen wäre es ein Unrecht, Laura Marholms Psychologie der Frau nicht mit vollster Anerkennung zu gedenken.

Dank der Schnelligkeit ihrer Auffassung, trotz und vielleicht gerade vermöge ihrer Flüchtigkeit, gelingt den Frauen manch glücklicher Griff. Derart instinktiv-reflektorischen Vorgängen verdankt das Weib das Geheimnis manchen Erfolges und die Zuerkennung seines angeborenen „Hausverstandes“. Das Weib versteht es vielleicht mehr durch Klugheit als durch Vernunft, mit Hilfe seiner individuell richtigen Lebensauffassung und Menschenkenntnis, allmählich und mit kleinen Erfolgen zufrieden, sein Ziel zu erreichen, wo der Mann, dessen Sinn auf das „Große“ gerichtet ist, oft zurückbleibt. Hierin liegt unleugbar eine gewisse Gefahr der Übervorteilung durch die Frau im Konkurrenzkampfe der Geschlechter. Rousseau bezeichnet die Vernunft der Frauen als eine praktische, seiner Meinung nach finden sie mit ihr wohl sehr geschickt die Mittel, um zu einem bekannten Ziele zu gelangen, aber sie genügt nicht dieses Ziel selbst zu entdecken. Tolstoi nennt es daher eine sehr schlechte und schädliche Mode zu behaupten, daß die Frauen in geistiger Beziehung den Männern nicht nur ebenbürtig sind, sondern dieselben noch übertreffen und sagt: „die Beurteilung der Frau, daß sie ein geistig schwächeres Wesen ist, ist keine Grausamkeit gegen die Frau, eine Grausamkeit ist es, wenn man sie für ebenbürtig erklärt.“

Vorgefaßten Meinungen und Vorurteilen erscheint das weibliche Geschlecht vielfach unterworfen. Hievon weiß schon ein Lied des Mirza Schaffy zu singen: „Frauensinn ist wohl zu beugen, ist der Mann ein Mann und schlau, aber nicht zu überzeugen. Logik gibts für keine Frau. Sie kennt keine anderen Schlüsse, als Krämpfe, Tränen, Küsse.“ Sollte diese Eigenschaft auch als angeborene Anlage gewissermaßen in der Natur des Weibes begründet sein, so ist an deren bisherigem Beharren in ziemlich allgemeiner Verbreitung mindestens ebenso die mangelhafte Schulung des Weibes im logischen Denken

s chuld. Den Frauen mangelt nach Moreau in erster Linie „die Stärke des Denkens“. Er schreibt: „Empfänglicher für alles äußere, örtlichen und kürzeren Eindrücken hingegeben, müssen die Weiber notwendig eine mehr bewegliche als tiefe Einbildungskraft und leichtere, schimmerndere als gründliche Ideen, Gedankenblitze und selten die dauernde Aufmerksamkeit und das Abstraktions- und Assoziationsvermögen, mit einem Worte die Stärke des Denkens haben, die den verschiedenen Geistesfunktionen einen höheren Charakter aufdrückt.“ Ploß hält diese Differenzen für physiologisch wohl begründet: „wenn auch dem Weibe keineswegs irgend eine geistige Fähigkeit vollständig fehlt, welche der Mann besitzt, so sieht man doch, teils durch ursprüngliche Anlagen, teils durch den physiologischen Lebensgang gewisse Fähigkeiten mehr, andere, weniger beim Weibe zur Entwicklung gelangen.“ Lotze spricht von charakteristischen Mischungen des Gemeingefühls und einer eigenen, spezifisch weiblichen Disposition zu gewissen formalen Eigentümlichkeiten des Vorstellungsverlaufes und der weiblichen Phantasie. Dabei überwiegt der lebendige Takt jede wissenschaftliche Zergliederung. Viele Frauen, die tausende von technischen Handgriffen bei ihren täglichen Arbeiten anwenden, sind nicht imstande, das, was sie so geschickt ausführen, auch zu beschreiben, sie können es nur zeigen . . .“ Goltz behauptet: „wenn man sich die Mühe gibt, eine in einem Frauenkopfe einmal festgesetzte Meinung durch Beweise und logische Einwendungen abzuändern, ist dies dieselbe Arbeit, wie wenn man sich bestrebt, ein Kautschukschnürchen durch Ausdehnen zu verlängern; so lange man zieht, zerrt und haltet, scheint das Resultat vollkommen befriedigend, in dem Momente aber, wo die äußere Einwirkung aufhört, stellt sich sofort wieder der frühere Zustand her“ und Kaldewey schreibt: „man kann bei der Frau so viel man will gegen eine Sache eifern, die sie einmal für gut und richtig befunden; selbst wenn sie uns vollkommen recht gibt, wird sie doch bei der nächsten Gelegenheit wieder das tun, was sie gerade mit uns verurteilt hat“. Hier wäre meiner Ansicht nach auch eine andere Auffassung möglich und jene vielleicht die richtigere, daß die Frau dem Manne häufig nur scheinbar beipflichtet, um kommenden Falles das zu tun, was sie trotz ihrer vermeintlichen Überzeugung für das rechte hält. Es ist ein psychologischer Grundzug des Weibes, gerne mit fertigen Tatsachen zu rechnen, ihre Begründung mag auch gänzlich fehlen, im übrigen ist eine solche

zumeist eine stark persönliche. „Es dürfte“ sagt Lotze, „kaum etwas geben, was ein weiblicher Verstand nicht einsehen könnte, aber sehr vieles, wofür die Frauen sich nie interessieren lernen. Es ist weibliche Art, die Analyse zu hassen und das entstandene Ganze, so wie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werte und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern.“

Ein hartes Urteil fällt Weininger in Bezug auf das wissenschaftliche Interesse der Frauen; er schreibt: „kein Weib hat wirkliches Interesse für die Wissenschaft, sie mag es sich selbst und noch so vielen braven Männern, aber schlechten Psychologen vorlügen.“ Nietzsche meinte geradezu: „wenn ein Weib gelehrte Neigungen hat, so ist gewöhnlich etwas an ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung. Schon Unfruchtbarkeit disponiert zu einer gewissen Männlichkeit des Geschmackes, der Mann ist nämlich, mit Verlaub, das unfruchtbarste Tier.“ Ziemlich allgemein wird behauptet, daß bei Frauen wohl ausgesprochene Talente zu finden seien, daß es auch geniale Weiber, niemals aber wirkliche weibliche Genies gebe. Diese Eigenschaft der Gottbegnadung nimmt der Mann für sich allein in Anspruch. In diesem Sinne schreibt Weininger: „Genialität offenbart sich als eine Art höhere Männlichkeit, darum kann ein Weib nicht genial sein; dagegen ist kein männliches Wesen ganz ungenial.“ — Ich verzichte an dieser Stelle auf die Widerlegung der einen wie der anderen Behauptung, zu Gunsten der Anführung einer Stelle aus der Vorrede zu Bayers vor kurzem erschienenen Vorlesungen über allgemeine Geburtshilfe. Es heißt dort: „in geistigen Dingen sind die Frauen Empfangende, nicht Zeugende und bei aller technischen Fertigkeit, bei aller Kultur des Intellektes fehlt ihnen stets die Kühnheit und Originalität des Gedankens, der Willen und die Macht, Neues zu schaffen, kurz das Genie, das für die Hantierungen der Praxis zwar überflüssig, zuweilen selbst störend, für den wissenschaftlichen Fortschritt aber umso notwendiger ist. Die eigentliche Wissenschaft will Mannesarbeit, das hat die ruhmlose Geschichte der älteren Geburtshilfe schlagend bewiesen.“

Über die Frau als Ärztin schreibt ein englischer Autor: „man mache die Frau zum Arzt, lasse sie alle geistigen Übungen, alle körperlichen Anstrengungen des Berufes durchmachen, vertraue ihr, wie so vielen Ärzten, die körperliche und geistige Gesundheit von Dutzenden von Patienten an, sie bleibt ein Weib bis

in die Fingerspitzen und ist ein guter Arzt im selben Verhältnis, als die wahren weiblichen Fähigkeiten bei ihr voll entwickelt sind.“

Den Mangel an selbständiger Schöpfungskraft weiß das Weib dafür vielfältig zu ersetzen und steht in reproduktiven Leistungen dem Manne keineswegs nach. Es gibt gewisse Arbeitsgebiete, wo der Geschmacksinn der Frau und die Geschicklichkeit der weiblichen Hand allein den Platz behaupten können.

Unersetzlich ist das Weib in seiner eigentlichen Domäne, im Hause. Dort fühlt es sich auch am wohlsten, vorausgesetzt, daß es in körperlicher und seelischer Gesundheit selbständig wirken und schaffen kann. Wie es in die bescheidensten Verhältnisse eine gewisse Behaglichkeit zu bringen versteht, lernt es auch den höchsten Anforderungen sich anpassen und neben den schlichten Hausfrauentugenden die vielseitigsten gesellschaftlichen Talente entfalten. Dabei sind Fleiß, Ordnungsliebe und Sparsinn im häuslichen, wie Geschmack und Takt im gesellschaftlichen Leben spezifische Charaktereigenschaften der gebildeten Frau. In diesem Sinne gilt Goethes Satz: „nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte“, auch für unsere Tage. Die Begriffe allerdings, sowohl der Freiheit als auch der Sitte sind wandelbar. Ihre Grenzen schwanken. Stets aber berühren sie sich an gewissen Punkten, welche als unverrückbare Marksteine bestehen bleiben müssen. Inwiefern und inwieweit die Frau einen größeren Anteil an „Freiheit“ zu fordern befähigt und berechtigt ist, wird sich aus der weiteren Schilderung ihres Geschlechtscharakters von selbst ergeben.

Es war gesagt, daß des Weibes Wirken im häuslichen Kreise nach Eigenart, Erziehung — und bisheriger Gewohnheit — sein eigenster Schaffensbereich ist; er wird es auch bleiben.

Schönheitsbedürfnis und Gefallsucht sind wohl verwandte, aber doch wesentlich verschiedene Eigenschaften des Weibes; ersteres ist ein idealer Zug seines Charakters; letztere findet sich im Reiche der belebten Natur überall dort, wo das weibliche Wesen auffallend durch seine Gestalt oder durch besonderen Schmuck verschiedenster Art bevorzugt erscheint. Das Weib versteht es so lange zu gefallen, als es dies für nötig hält, und dort, wo die Natur mit gewissen Reizen gegeizt hat, auf die mannigfaltigste Weise nachzuhelfen, nicht in letzter Linie durch geschickte Verwertung der natürlichen, wie künstlicher körperlicher Plastik. So schwankt und leidet, auch unter den Launen der

Mode, der Begriff der „Schönheit“, zu deren Erwerbung und Erhaltung neben den alltäglichen, bisweilen die absonderlichsten und selbst die bedenklichsten Mittel gebraucht werden, im Banne weiblicher Eitelkeit. Eitel sind mehr minder die meisten Frauen. Nicht, daß die Männer nicht auch eitel wären! Sie sind stolz, was so ziemlich das gleiche ist, ebenso auf körperliche Vorzüge, wie auf Rang, Titel und Auszeichnungen, der eine auf den Schmuck seines Standeskleides, der andere auf seinen Geschmack in der Toilette, ein dritter auf den Geldsack seines Herrn Papa oder der Frau Schwiegermama. Doch verdrängt beim Manne vielfach der Ehrgeiz, als solcher berechtigt, wenn er seine Befriedigung in maßvollen Grenzen und auf redliche Art findet, das schaale Gefühl wesenloser Eitelkeit. Freilich liegt zwischen Ehrgeiz und Eitelkeit nur eine schmale Brücke, die leicht zusammenbricht, sobald der angestrebte Erfolg erreicht ist. Dann erscheinen die eigenen Verdienste in retrospektiver Betrachtung nur allzuleicht in imaginärer Größe; das Gedächtnis trägt in dieser Hinsicht besonders gerne.

Die Standeseitelkeit eines kleinstädtischen Kastengeistes ist mit Kotzebues Satire der Hauptsache nach wohl begraben. Heute, wo die Besitzergreifung von Aemtern und Würden durch die Frau nichts ungewöhnliches mehr ist, hat sich die Lächerlichkeit und Unzukömmlichkeit gewisser weiblicher Titulaturen selbst ad absurdum geführt. Uebrigens war dies im großen ganzen noch ein harmloses Vergnügen, gegenüber der Sucht mancher Frauen, teils aus angeborener Neugierde, teils aus Bedürfnis mehr minder Schicksalslenkerinnen, und Vorsehung zu spielen, sich in alle Berufsangelegenheiten des Mannes einzumengen; zunächst mit kleinen Erfolgen vergnügt übernehmen sich solche nur allzuleicht immer mehr und vermessen sich schließlich kaltblütig ihr Urteil über Dinge abzugeben, die gänzlich außerhalb und über ihren Begriffskreisen und ihrer Kompetenzsphäre liegen — das Zerrbild des Schürzenregimentes im täglichen, wie im politischen Leben, Existenzen nach Willkür schaffend und nach Laune vernichtend, selbst Throne und Reiche stürzend.

Ist die Eitelkeit keine spezifisch weibliche Eigenschaft, so ist es die Koketterie als deren spezielle Aeußerung zu besonderen Zwecken. Rousseau sagt, daß man diese Kunst nicht erlernen könne; „sie wird mit den Frauen geboren, sie besitzen sie alle. Hier zeigt sich eines der bezeichnenden Merkmale des weiblichen

Geschlechtes: Geistesgegenwart, Scharfsinn, feine Beobachtung sind die Wissenschaft der Frauen, die Geschicklichkeit Nutzen daraus zu ziehen ist ihre Begabung.“ Kokett sind oft schon ganz kleine Mädchen; man findet derlei gewöhnlich neckisch, während es Sache einer vernünftigen Erziehung wäre, derartige Wesensäußerungen bei Zeiten zu unterdrücken. Das Weib, das seinen wahren Wert in sich selbst fühlt, bedarf solcher Künste nicht, wo es daran aber gebricht, gibt sich die beabsichtigte Täuschung nur allzubald zu erkennen.

Eigenartig ist das Verhältnis zwischen Eitelkeit und Schamgefühl bei vielen Frauen. „Vera“ bezeichnet letzteres als angeborene Lüge und Marie Baschkirseff behauptet: „der Grund, warum sich die Menschen ihrer Nacktheit schämen, ist lediglich der, daß sie sich nicht für vollkommen halten. Wäre man sicher, weder einen Fehler auf der Haut, noch einen schlecht gebildeten Muskel oder mißgestaltete Füße zu haben, so würde man, ohne sich zu schämen, unbekleidet einhergehen. Man gibt sich nicht genügend Rechenschaft darüber, aber gerade dieses und nichts anderes ist die Ursache unseres Verschämteins“.

Es gibt neben der falschen auch eine wahre Scham und nicht immer sind die am freiesten sich gebärdenden Frauen auch die leichtesten. Mag das Weib in dem instinktiven Bewußtsein der Anziehung durch seine körperlichen Reize in deren Preisgebung zuweilen etwas weiter gehen, als gerade nötig wäre, so wird sich ein vernünftiger Mensch deshalb nicht auf den Sittenrichter spielen. Andererseits hat Debay recht, wenn er die Schamhaftigkeit „eine so wesentliche Eigenschaft des schönen Geschlechtes nennt, daß man Frauen, die sich ihrer entäußern, nur mit Abscheu sehen kann.“

Vermöge der Labilität seines Empfindungsvermögens, von physiologischen Schwankungen dieser Art zu gewissen Zeiten abzusehen, leidet ein Teil des weiblichen Geschlechtes an einem ebenso krankhaften Idealismus und unbegründeten Optimismus, als ein anderer an einem unverbesserlichen Pessimismus. Sympathie und Antipathie, wie andere Vorurteile spielen bei Frauen eine große Rolle, weil sie sich für gewöhnlich keine oder zu wenig Rechenschaft über ihre Denkweise und Gefühlsempfindungen geben. Daher die Parteilichkeit einerseits und die vielen oft verhängnisvollen Trugschlüsse andererseits. Ein bekannter Satz Schillers besagt: „die Männer richten nach Gründen, des Weibes Urteil ist

seine Liebe. Lieben können die Weiber oder hassen, aber gerecht sein ohne zu lieben, diese vernünftige Kunst schätzen und lernen sie nie.“ Daß dies keine veraltete Ansicht sei, erweisen zahlreiche ähnliche Aussprüche aus jüngerer und jüngster Zeit. v. Hartmann schreibt: „das Urteilen ohne Ansehen der Person, bloß nach sachlichen Rücksichten wie es die Gerechtigkeit verlangt, geht dem Weibe schlechterdings gegen seine Natur, die ganz dazu veranlagt ist, nur nach Ansehen der Person sich zu verhalten und zu richten“ . . . Kleine Ungenauigkeiten in der Wiedergabe von Berichten und Begebenheiten unterlaufen den meisten Frauen; vielleicht ist dies zum Teile die Folge eines gewissen Mangels an Gedächtnistiefe. Andere wieder „nehmen es nicht so genau“, lassen wesentliches aus, um unwesentliches auszuschnücken und geben sich über die mögliche Tragweite derartiger Ungenauigkeiten keine Rechenschaft.

Die Frau ist es, die zu dem vielfach üblichen Preisaufschlage im Kleinverkaufe führt; an den Zeitverlust, der bei glatter Geschäftsabwicklung vermieden wird, denkt sie nicht. Manchen Frauen scheint es ganz gleichgültig ob sich ihre Geschäftsbesuche auf eine oder auf mehrere Stunden ausdehnen: sie bringen es zuwege, ganze Berge von Mustern sich vorlegen zu lassen, um ihre Einkäufe schließlich an zweiter oder dritter Quelle zu besorgen. So sehr die gebildete Frau sonst auf Anstand und Sitte hält, die Höflichkeit der P ü n k t l i c h k e i t verletzt sie nur allzuleicht, unbedenklich und rücksichtslos. Sie kommt eben so zu spät zum Rendezvous wie ins Theater, selbst dort, wo es den Frauen vor allem daran gelegen sein sollte, so präzise zu sein, wie sie dafür gehalten zu werden wünschen, nehmen sie es mit der Zeit nichts weniger als genau. Ich erinnere mich eines Frauenvortrages, der pünktlich um 7 Uhr hätte beginnen sollen; die Rednerin rauschte zwar — schon um halb 8 Uhr — durch den Saal, ließ sich aber erst noch eine Viertelstunde lang Zeit, die sie ganz ungeniert im Gespräche verbrachte, um ihre stilvolle Frisur und tadellose Reformtoilette bewundern zu lassen, ehe sie die Gnade fand, endlich das Podium zu besteigen. Drei „akademische Viertel“ sind bei derartigen Veranstaltungen nichts ungewöhnliches.

Für die Beurteilung des weiblichen Rechtsbewußtseins ist der Ausspruch: „die Frauen sind zu edel, um gerecht zu sein“, ein ziemlich vereinzelt dastehender Euphemismus. Allan behauptet, daß die höchste Eigenschaft des Menschengenies den

Frauen vollkommen abgehe, da sie eine Sache nie von zwei Seiten betrachten können. v. Hartmann bezeichnet das weibliche ebenso als das ungerechte wie das unrechtliche Geschlecht. „Weiber könnten unter Umständen ganz vortreffliche Advokaten abgeben,“ meint er, „aber man denke sich eine Jury von solchen oder gar ein Richterkollegium von Weibern und es läuft einem Grausen und Hohngelächter über.“ Schopenhauer bemerkt: „des gerichtlichen Meineides machen Weiber sich viel öfter schuldig als der Mann. Es liesse sich überhaupt die Frage stellen, ob sie zum Eide zuzulassen sind.“ Man könnte hier fragen, warum läßt man dann die Frauen so unbedenklich zum eidlichen Ehegelöbnisse zu? Indes wäre der Einwurf wohl gerechtfertigt, daß dieser Art von Eidbruch zweifellos der Mann ungleich häufiger schuldig wird. —

Im Alltagsleben läßt der sprachliche Ausdruck der Gedanken bei gebildeten Frauen nur selten zu wünschen übrig; im freien Vortrage sind viele unserer Modernen geradezu Meisterinnen des Wortes. Geschickt und klar disponiert, ebenso gewählt in der Form, wie gewandt stilisiert, zeigen manche ihrer Vorträge ein interessantes individuelles Gepräge. Daß die bekannten Schlagworte darin immer wiederkehren, liegt in der Natur der Sache; wünschenswert wäre nur eine strenge kritische Beschränkung auf das Anzustrebende und Erreichbare.

In der schriftlichen Wiedergabe ihrer Gedanken zeichnet die meisten Frauen eine gewisse epische Breite aus und zwar nicht bloß in Arbeiten, die für weitere Kreise bestimmt sind, sondern auch im alltäglichen Briefverkehre. Frauen wissen selbst die geringfügigsten Ereignisse mit all ihren Nebenumständen eingehend und anschaulich zu schildern. Das Brieftalent ist ihnen sozusagen angeboren und sie verstehen auch, es zu pflegen. Der Mann nimmt sich für gewöhnlich weniger Zeit dazu, er schreibt kurz und bündig, wie er denkt, die Frau, wie sie fühlt. Diese hält auch mehr auf Nettigkeit und gefällige Form, zuweilen huldigt sie dabei einer gesuchten Geziertheit. Vom Standpunkte der Graphologie zeigen die Schriftzüge der Frau meist Beständigkeit und sind für gewisse Gesellschaftsklassen geradezu charakteristisch. Mit der Interpunktion wird es nicht immer ganz genau genommen, mit dieser stehen viele Frauen wie mit dem Takte und der Phrasierung in der Musik auf dem Kriegsfuße; dafür lassen Frauenbriefe im Gebrauche von Ausführungs-

Ausrufungszeichen und besonders von Gedankenstrichen, Randnoten. N. B. u. P. S. in der Regel nichts zu wünschen übrig. — Nannten wir vorhin eine gewisse Breite für den weiblichen Briefstil charakteristisch, so äußert sich hierbei eine Art von Konservatismus. Die Zeiten sind allerdings vorbei, für welche Mantegazza sagen konnte: „dem armen Weibe eröffnet sich für seine gesteigerte Geistestätigkeit keine andere literarische Form als die des Briefschreibens, und deren bedient es sich denn auch in wahrhaft überraschender Weise. Unter den Hekatomben von duftenden Briefen, die täglich verbrannt werden, gehen wahre Kunstschätze verloren, die dem Feuer mit Unrecht gleich so vielen bloßen Worten und Phrasen zum Opfer fallen . . .“ Derartige Dokumente offenbaren häufig ein ungemein reiches Gedanken- und Gemütsleben, zumal dann, wenn sie aus der unmittelbaren Empfindung heraus, ohne jede Nebenabsicht entstanden sind. Ich erinnere an die berühmten Frauenbriefe: *Glyceras an Menander*, *Heloises an Abälard*, *Betta v. Arnims an Goethe*. Manche dieser Briefe mögen immerhin in der Voraussetzung ihrer Bedeutung demgemäß abgefaßt und ausgeschmückt worden sein.

Trotz seiner mehr oder minder lebhaft empfundenen Emanzipationsbestrebungen ist dem Weibe das Gefühl der Anhänglichkeit weit ursprünglicher als beim Manne, es entspricht zum Teile jenem Schutzbedürfnisse, das sich aus der angeborenen Furcht des Weibes ableitet. „Die Furcht ist Weiberrecht“ sagt Grillparzer. Frau Marholm schreibt, wiewohl etwas stark auftragend: „es ist den Männern wohl kaum bekannt, in wie viel Furcht die Frauen leben. Teilweise liegt dies an ihrer größeren Reizbarkeit. Furcht ist eine Ermüdungserscheinung, und das Weib kann in keiner Richtung eine andauernde Spannung ertragen. Aber seine Furcht entspringt auch aus seinem geringen Denkvermögen. Es kann über eine Menge Dinge nicht denken, wenn es das auch versucht. Es fehlen ihm die Vorstellungen und die Einsicht; das Stückchen Welt, in dem es sich bewegt, ist zu klein. Zugleich ist es unerhört leicht einzuschrecken, durch die Aussicht materieller Bedrängnisse. Es wird dann leicht von einer Art Wahnsinn erfaßt . . .“ Wenn auch eine derartige Verallgemeinerung angesichts der zahlreichen Gegenbeweise hiefür kaum berechtigt sein dürfte, kann die eine Tatsache wenigstens nicht geleugnet werden, daß viele Frauen

gewissen Nervenanspannungen minder gewachsen sind. Dies beweisen beispielsweise das häufig unüberwindliche „Lampenfieber“, welches die Leistungen selbst routinierter Berufskünstlerinnen erheblich beeinträchtigt, und die solchen Anforderungen folgende Abspannung.

Des Weibes Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit zeigt sich am reinsten, wo es gilt seinerseits Schutz und Hilfe spendend zu wirken. In der Geschwister- und Elternliebe, als Gattentreue und Muttersorgfalt, in der liebevollen, tatkräftigen Teilnahme an den Geschicken und Leiden Nahe- wie Fernestehender, im weitesten Sinne in der allumfassenden Nächstenliebe, liegt ein Bruchteil jener idealistischen Verallgemeinerung der Liebe, die der Mann unter den unausweichlichen Enttäuschungen des Weltgetriebes allmählich verlernt. Neben den Tugenden der persönlichen Überwindung und Selbstverleugnung, die sich in so zahllosen weiblichen Verrichtungen und Opfern äußern, befähigt die Geschicklichkeit zu manuellen Hilfeleistungen das Weib ganz besonders zum Berufe der Krankenpflege. Hier entfaltet die Frau als Samaritanerin ein instinktiv zartes Mitempfinden der leisesten Wünsche und Bedürfnisse ihrer Pflegebefohlenen und einen bewundernswerten Heroismus, Eigenschaften, in deren Bekundung der Mann dem Weibe entschieden nachsteht. Als mitleidige Trösterin und geduldige Vertraute der Leiden und Launen Kranker erwirbt das Weib im höchsten Masse seine Resignationsfähigkeit in der Schule eigenen Leides und Leidens. Hieraus erklärt sich die Tatsache, daß die besten und verlässlichsten Pflegerinnen immer jene sind, die es an sich selbst erfahren mußten, wie unentbehrliche Eigenschaften: Geduld, Genauigkeit, Opfermut und Edelsinn bei der Wartung Leidender sind. Das im Krankenpflegeberufe lediglich auf Erwerb ausgehende Individuum, sei es Weib oder Mann, bringt es niemals zu jener hohen Auffassung seiner Mission, deren Grundlage wahre Nächstenliebe, deren Wesen anspruchslöse Pflichterfüllung sind. Daher sind die barmherzigen Schwestern, aller Orden, stets die besten Pflegerinnen, denen vielfach auch bei operativen Eingriffen ebenso wie während der Nachbehandlung nach solchen schwierige und verantwortungsvolle Aufgaben anvertraut werden können.

Als Kranke erträgt die Frau erfahrungsgemäß Schmerzen aller Art scheinbar leichter, sicher gefaßter und ruhiger als der Mann, ihr Bedürfnis nach Bemitleidung ist — zumal bei ernsten Leiden — ein

geringeres, vielmehr besteht häufig die Neigung, der Umgebung von dem Ernste des Zustandes so wenig als möglich merken zu lassen.

Nachdem das Problem der Prostitution heute bereits allerorts in Wort und Schrift, nicht bloß von Männern, sondern auch von Frauen und vor Frauen erörtert wird, sei an dieser Stelle jener Ärmsten der Armen mit einigen Worten gedacht, die der bedauernswertesten Klasse des „gefallenen“ Weibes angehören. Mit Recht bemerkt Karl Federn, daß das weibliche Geschlecht in zwei künstliche Gruppen getrennt ist, die es bei den Männern nicht gibt, in „Anständige“ und „Verworfenen“. Letztere verdienen vielmehr unser Mitleid als unsere Verachtung. Ihre Eigenschaften, auf deren Aufzählung ich hier verzichten muß, sind der Hauptsache nach das Ergebnis ihres „Berufes“. Es entspricht der landläufigen, alltäglichen Auffassung, die „Dirne“ als ein durchaus lasterhaftes Geschöpf zu betrachten, jedes höheren Gefühles bar und auch unfähig zu einem solchen sich wieder zu erheben. Dem widerspricht allerdings leider nur zum Teile die Erfahrung; doch fehlt es keineswegs an Beispielen, daß Prostituierte, wenn ihnen dazu begreiflicherweise auch die Gelegenheit und Kraft meist fehlen, in die „Gesellschaft“ zurückkehrten und brave Gattinnen wurden. Sind doch auch bei den Männern neben den höchsten Tugenden oft die größten Laster zu finden!

In Bezug auf das Verbrechen erweist die Statistik eine weit geringere Beteiligung des Weibes. Zumeist handelt es sich um kleinere Vergehen und Übertretungen, worunter persönliche Beleidigungen eine häufige Rolle spielen. Hieran reihen sich Aburteilungen wegen Meineids und Diebstals. Vom Kindesmorde, als einer spezifischen Kategorie des Verbrechens abgesehen, macht sich das Weib am häufigsten des „feigen“ Mordes durch Gift schuldig. — Im Zustande der Trunkenheit ist das Weib im Stande, die fürchterlichsten Leidenschaften zu entfesseln und übertrifft dann, wie bei anderen elementaren Ausbrüchen, an Rohheit und Grausamkeit nicht selten den Mann. Dies erweisen die Erfahrungen aus den Bürgerkriegen, wo das Weib neben bewunderungswürdigen Proben von persönlichem Mute und Tapferkeit auch solche jener Art zur Genüge abgelegt hat.

*

Versuchte ich im vorausgehenden eine flüchtige Charakter-skizze des Weibes zu entwerfen, so geschah in dem Bestreben zu analysieren und zu differenzieren, vielleicht des Guten bereits zu

viel. Eine allzuweitgehende Verallgemeinerung glaube ich durch stete Berücksichtigung des individuellen Standpunktes vermieden zu haben. Die Frage zu beantworten, ob das Weib oder der Mann moralisch höher zu bewerten sei, möchte ich mich nicht vermessen. Zweifellos sichert letzterem seine bevorzugte Stellung hinsichtlich der Unnachweisbarkeit mancher seiner Fehltritte eine scheinbare Überlegenheit; die Wagschale würde sich wohl zu seinen Ungunsten senken, wollte man sie mit all den ungezählten, großen und kleinen Sünden des Lebens belasten. —

*

Zufolge seiner Organisation unterliegt das Weib eigenartigen Zwischenfällen und besonderen Erkrankungen. Für unsere Frage ist es von Wichtigkeit, daß solche vorübergehend, aber auch längere Zeit und selbst dauernd eine physische sowohl als auch psychische Minderwertigkeit zur Folge haben können. Schon mit dem Beginne der Geschlechtsreife setzt eine Summe von Veränderungen im Gesamtorganismus ein. Von diesem Zeitpunkte an spielt das weibliche Sein in der steten Wellenbewegung, in Bezug sowohl auf gewisse organische Funktionen als auch in Stimmung und Neigung, Laune und Trieben, welch letztere nachdem auch beim Manne um dieselbe Zeit eine neue Welt von Vorstellungen und Empfindungen erstanden ist, bei diesem weniger extensiv zur Geltung kommen. Diese gewaltige Umwälzung im Organismus wirft Licht und Schatten auf Denken und Fühlen. Während das einermal Depressionszustände vorherrschen, in einem zurückhaltenden, träumerischen selbst melancholischen Wesen sich äußernd, schlägt bei anderen zur gleichen Zeit eine Leidenschaftlichkeit durch, die, nicht nur abhängig von angeborenen Anlagen, sondern auch von der Art der Erziehung und den äußeren Lebensbedingungen, mitunter ins Extreme fortreißt. Während hier Koketterie und Gefallsucht mit einer oft exaltierten, phantastisch-religiösen Stimmung einhergehen, herrscht dort der Hang zur Einsamkeit und mystischer Beschaulichkeit vor. Hier wie dort besteht aber das gleiche mehr oder minder lebhaftere Verlangen, in die sich ankündigenden Geheimnisse des Lebens einzudringen.

Derselbe Vorgang wiederholt sich, wenn auch in geringerer Intensität und mit individuellen Schwankungen bis zum Eintritte des sogenannten Wechsels, ein Zeitabschnitt im Leben des Weibes, der seine besonderen Erscheinungen und Gefahren mit sich

bringt. Dies bedeutet selbst unter den günstigsten Bedingungen und äußeren Verhältnissen in einem einzigen Jahre eine erhebliche Zahl von Tagen vermindeter Leistungsfähigkeit und erhöhter Schonungsbedürftigkeit, deren Berechnung ein einfaches Rechenexempel ergibt, das im Hinblick auf die Frage der extremen Frauenemanzipation wohl angestellt zu werden verdient. Dazu kommen Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, wovon eine Emanzipation allerdings denkbar ist — leider aber nicht von der durchaus höheren Krankheitsdisposition des Weibes. Ich erwähne, ohne mich auf Einzelheiten einzulassen, nur die Tatsache, daß das Weib während der Schwangerschaft sich in einem mehr minder labilen Gesundheitszustande befindet und es der Veranlassungen gar manche gibt, die diesen aufheben können, der Gefahren der Geburt, wie der möglichen Folgen des Wochenbettes gar nicht zu gedenken! Es muß ausdrücklich gesagt werden, daß jede Art von Infektion zufolge ihrer Lokalisations- und Ausbreitungsmöglichkeiten beim Weibe in der Regel einen weit schwereren Verlauf zeigt als beim Manne. Die weiblichen Generationsorgane stehen nicht nur mit der Außenwelt in offener, sondern auch in direkter Verbindung mit der Bauchhöhle, durch Vermittlung der Eileiter, „eine anatomische Anordnung, die, wie Runge sagt, beispiellos ist und sich weder beim Manne findet, noch sonst beim Weibe sich wiederholt. Durch diese Kommunikation der Außenwelt mit der Leibeshöhle des Weibes gelangen Krankheitserreger ohne Schwierigkeit zu dem für infektiöse Prozesse außerordentlich empfänglichen Bauchfell, welches die Bauchhöhle auskleidet, aber auch die inneren Geschlechtsorgane überzieht und dadurch in enger Verbindung mit ihnen steht, wodurch eine weitere Gelegenheit zur Miterkrankung desselben gegeben ist. Diese anatomische Anordnung ist die wichtigste der Ursachen, weshalb Krankheiten der Genitalorgane des Weibes relativ leicht entstehen und relativ häufig einen ernsten, das Leben leichter gefährdenden oder langwierigen Charakter annehmen.“

Mangel an Schonung und die geringste Unvorsichtigkeit können Zufälle und Zustände von lebensgefährlicher Bedeutung auslösen. Alle Frauen wissen es aus eigener Erfahrung oder von anderen, daß jede Überanstrengung oder Verkühlung zu gewissen Zeiten schlimme Folgen haben kann. Man wende dagegen nicht ein, daß die Arbeiterin doch auch nicht in der Lage sei, hierauf Rücksicht zu nehmen und davon keinen Schaden erfahre. So

wahr und bedauerlich ersteres, so unrichtig ist letztere Behauptung. Halten wir in jenen Kreisen nur einmal unbefangenen Umschau und wir werden dann ganz anders urteilen. Man sollte nicht glauben, daß es auch Männer gibt, die in dieser Hinsicht nicht klar sehen wollen oder können. Von solchen behauptet Laura Marholm mit Recht, sie nehme keinen Anstand zu sagen, daß „Männer, die die Gleichheit und Gleichstellung von Mann und Weib lehren und vertreten, immer einigermaßen den Eindruck von physischen oder geistigen Bankerotteuren hervorrufen, seien es nun Gelehrte, Dichter oder private Schlepenträger der Damen“. Jene, die den Begriff der physischen (und psychischen) Gleichwertigkeit nicht mehr aufrecht zu halten wissen, gebrauchen mit Vorliebe die Schlagworte: Gleichverpflichtung und daher Gleichberechtigung auf allen Linien, vergessen aber dabei, daß das eine wie das andere weder wünschenswert, noch erreichbar ist. Gegenwärtig beansprucht jeder Beruf die äußerste Anspannung und Ausnützung aller zu Gebote stehender Kräfte, so daß die Frage wohl berechtigt ist, ob das Weib, wo der Kampf ums Dasein unter den Männern in der Blüte ihrer Jahre schon so viele Opfer fordert, jemals dahin gelangen werde, dieselbe steile Bahn zu erklimmen.

Der Beweggründe, welche die moderne, gebildete Frau zu diesem ungleichen Wettkampfe anspornen, gibt es mancherlei. Sie will unabhängig vom Zufalle der Geburt, frei und selbständig sein, es besser haben als in der Ehe und auch im Stande sein, für sich selbst zu sorgen. Gewiß Forderungen, gegen die vernünftigerweise im allgemeinen nichts einzuwenden ist, dankte doch schon Plato den Göttern und zwar nicht an letzter Stelle unter acht Wohltaten, die sie ihm angedeihen ließen, dafür, daß er als Mann zur Welt kam. Der umgekehrte Wunsch dürfte kaum noch ausgesprochen worden sein. — Das eine aber ist wohl zu bedenken, daß das Weib seiner körperlichen Disposition nach durchaus nicht berufen erscheint, den Konkurrenzkampf mit dem Manne erfolgreich aufzunehmen.

Hier ist es Sache des Arztes, sein Wort einzulegen! Möchten doch Chrobak's Worte beherzigt werden, wenn er aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen schöpfend sagt: „Wenn sich gerade ein sehr großer Teil der Aerzte, deren Leben im Studium der Frauen und in der Arbeit für ihr geistiges und körperliches Wohl aufgegangen ist, abwehrend dagegen verhält,

daß jeder vom Manne ausgeübte Beruf auch der Frau zugänglich gemacht werde, weil sie derselben nicht jene intensive körperliche und geistige Arbeitsleistung und jene schulmäßige Geistesbildung zumuten können und wollen für jene Berufszweige, welche eine gänzliche Veränderung des Gemütslebens der Frau mit sich bringen, wie z. B. die Rechtspflege, in gewisser Richtung die Medizin, so gibt das immerhin zu gewichtigen Bedenken Veranlassung. Wohl mag eben jenen Ärzten durch ihren fortwährenden Verkehr mit Frauen, durch die genaue Kenntnis und Schätzung ihrer der Außenwelt nicht bekannten Eigenschaften und Vorzüge noch ein guter Teil jener idealen Auffassung der Stellung der Frau erhalten geblieben sein, die sich damit in grellem Widerspruche befindet, daß alle Mühen und die Arbeit, welche der Mann um der Frau willen auf sich nimmt, nun durch deren Kraft geleistet werden sollen. Aber die heutige Zeit ist den Idealen abhold, unsere schwierigen sozialen Verhältnisse bringen es dahin, daß viele Berufsarten von Frauen versehen werden müssen, und es kann einem Zweifel nicht unterliegen, daß den Frauen noch viele solcher Berufsarten zufallen können und werden. Die moderne Landwirtschaft, manche Zweige der technischen Industrie, die erweiterte Krankenpflege, das Apothekergewerbe und vieles andere gibt der Frau sicher eine ihrer Eigenart entsprechende Beschäftigung. Umso wichtiger ist es für den Arzt zu sorgen, daß auch hier die körperliche Entwicklung den gesteigerten Anforderungen an die geistigen Kräfte entspreche, und es genügt keinesfalls, heute es als das einzige Ziel der Mädchenerziehung zu betrachten, dieselben für den Mann begehrenswert und allenfalls für die erste Zeit der Ehe geeignet zu machen. Führen wir die Mädchen zu jeder ihnen zustehenden Geistesbildung, bewahren wir ihnen aber jene durch häusliche, in der Familie geleistete Erziehung gewonnene Gemütsbildung, welche dem Knaben immer mehr verloren gehen muß, in dem Maße, als der Staat und dessen Aufgaben zwingend auf Erziehung und Unterricht Einfluß nehmen.“

An uns Männern liegt es, dem höchsten Gute unseres Lebens, das wir im Weibe besitzen, seine natürliche Eigenart zu bewahren, indem wir seine Fähigkeiten und Vorzüge anerkennen und schätzen, seine Schwächen und Fehler aber schonen und schützen, zum Wohle seiner selbst wie der Menschheit insgesamt!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Lotos - Zeitschrift fuer Naturwissenschaften](#)

Jahr/Year: 1905

Band/Volume: [53](#)

Autor(en)/Author(s): Knapp

Artikel/Article: [Zur Frauenfrage 256-281](#)